

fassen: all deine Schönheit, all unsre Jugend und diese glühende, blühende Sommernacht; in mächtigen Wogen rauscht das volle Leben durch das Herz und will's vor Wonne sprengen."

"O mein Freund! gern möcht' ich, wie du, aufgehn im Glücke dieser Stunden. Ich kann es nicht. Ich traue nicht diesem berausenden Duft, der üppigen Schwüle dieser Sommernächte: sie dauert nicht: sie brüdet Unheil: ich kann nicht glauben an das Glück unsrer Liebe."

"Du liebe Lörin, warum nicht?"

"Ich weiß es nicht: der unselige Zwiespalt, der all mein Leben scheidet, übt seinen Fluch auch hier. Gern möchte mein Herz sich trunken, wie du, diesem Glücke hingeben. Aber eine Stimme in mir warnt und mahnt: es dauert nicht, — du sollst nicht glücklich sein."

"So bist du nicht glücklich in meinen Armen?"

"Ja und nein! das Gefühl des Unrechts, der Schuld gegen meinen edlen Vater lastet auf mir. Sieh, Lotila, was mich zu meist an dir beglückt, ist nicht diese deine jugendschöne Kraft, selbst deine große Liebe nicht. Es ist der Stolz meines Herzens auf deine Seele, auf deine offene, lichte, edle Seele. Ich habe mich gewöhnt, dich klar und hell wie einen Gott des Lichts durch diese dunkle Welt schreiten zu sehen: der edle Mut siegesreicher Kraft, der Schwung, die freudige Wahrhaftigkeit deines Wesens ist mein Stolz: daß alles Kleine, Dumpfe, Gemeine versinken muß, wo du nahest, das ist mein Glück. Ich liebe dich wie eine Sterbliche den Sonnengott, der ihr in Fülle seines Lichts genahet. Und deshalb kann ich an dir nichts Heimliches, Verstecktes dulden. Auch die Wonnen dieser Stunden nicht — sie sind erlistet, und es kann nicht länger also sein."

"Nein, Valeria, und es soll auch nicht. Ich fühle ganz wie du. Auch mir ist die Lüge dieser Mummerei verhaßt, ich frage sie nicht länger. Ich bin gekommen, ihr ein Ende zu machen. Morgen, morgen werf' ich diese Täuschung ab und spreche zu

deinem Vater offen und frei." — „Dieser Entschluß ist der beste, denn“ —

„Denn er rettet dein Leben, Jüngling!“ unterbrach plötzlich eine tiefe Stimme, und aus dem dunkeln Hintergrund der Grotte trat ein Mann und stieß das blankte Schwert in die Scheide.

„Mein Vater!“ rief Valeria überrascht, doch in mutiger Fassung. Lotila schlang seinen Arm um sie, sein Kleinod zu verteidigen.

„Hinterweg, Valeria, fort von dem Barbaren!“ sprach Valerius, befehlend den Arm ausstreckend.

„Nein, Valerius,“ sagte Lotila, die Geliebte fester an sich drückend, „ihr Platz ist forthin an dieser Brust.“

„Verwegner Gote!“

„Höre mich, Valerius, und zürne uns nicht um dieser Täuschung willen. Du hast es selbst gehört, schon morgen sollte sie enden.“

„Zu deinem Glück hab' ich's gehört. Gewarnt von dem ältesten meiner Freunde, wollt' ich doch kaum glauben, daß meine Tochter — mich hintergeht. Als ich's glauben mußte, beschloß ich, daß dein Blut deine List bezahlen sollte. Dein Entschluß hat dein Leben gerettet. Jetzt aber flieh: du siehst ihr Anliß niemals wieder.“ —

Lotila wollte heftig erwidern, aber Valeria kam ihm zuvor: „Vater,“ sprach sie ruhig, zwischen die Männer tretend, „höre dein Kind. Ich will meine Liebe nicht entschuldigen, sie bedarf es nicht, sie ist göttlich und notwendig wie die Sterne: die Liebe zu diesem Mann ist das Leben meines Lebens.“

Du kennst meine Seele: Wahrheit ist ihr Athet, und ich sage dir, bei meiner Seele: nie werd' ich lassen von diesem Mann!“ — „Und niemals ich von ihr,“ rief Lotila und ergriff ihre Rechte.

Hochaufgerichtet stand das junge Paar, vom Licht des Mondes voll beleuchtet, vor dem Altar: ihre edlen Züge und

Gestalten trugen im Augenblick die Weihe heiliger Begeisterung: und so schön war die Gruppe, daß ein rührendes, erweichendes Gefühl davon sich unwillkürlich dem zürnenden Vater aufdrängte. „Valeria, mein Kind!“

„O mein Vater! Du hast mit einer Liebe und Treue all meine Schritte geleitet, daß ich bisher die Mutter, die verlorne, zwar beklagte, aber kaum vermifste. Jetzt, in dieser Stunde, vermiss' ich sie zum erstenmal: jetzt: ich fühl' es, bedürfte ich ihrer Fürsprache. O so laß ihr Andenken wenigstens für mich sprechen. Laß mich dir ihr Bild vor die Seele führen und dich an den Augenblick erinnern, da dich die Sterbende zum letztenmal an ihr Lager rief und dir, wie du mir oft gesagt, mein Glück auf die Seele band als heiligstes Vermächtnis. —“

Valerius drückte die linke Hand vor die Stirn; seine Tochter wagte, die andre zu fassen, er entzog sie ihr nicht: offenbar rang es gewaltig in des Alten Brust. Endlich sprach er: „Valeria, du hast ein mächtig Wort gesprochen, ohne es zu wissen. Es wäre unrecht, dir zu verschweigen, was du ahnungsvoll berührt. Erfahre, was deine Mutter in jener Sterbestunde mit aufgelegt. Noch immer drückte ihre Seele jenes Gelübde, das wir doch lange abgelöst. Soll unser Kind nicht Braut des Himmels werden, sprach sie, so gelobe mir wenigstens, die Freiheit ihrer Wahl zu ehren. Ich weiß, wie römische Mädchen, zumal die Töchter unsres Standes, in die Ehe gegeben werden, ungefragt, ohne Liebe: ein solcher Bund ist ein Elend auf Erden und ein Greuel vor dem Herrn. Meine Valeria wird edel wählen — gelobe mir, sie dem Mann ihrer Wahl anzuvertrauen und keinem sonst.“

Und ich gelobte es in ihre bebende Hand. — Aber mein Kind einem Barbaren geben, einem Feind Italiens, nein, nein!“ Und mit heftiger Armbewegung riß er sich von ihr los.

„Ich bin vielleicht so gar barbarisch nicht, Valerius,“ hob Totila an. „Wenigstens bin ich in meinem ganzen Volk der wärmste Freund der Römer. Glaube mir, nicht euch hasse ich:

die ich verabscheue, sind eure wie unsre verderblichsten Feinde — die Byzantiner!“

Das war ein glückliches Wort. Denn in dem Herzen des alten Republikaners war der Haß gegen Byzanz die Rehrseite seiner Liebe zur Freiheit und zu Italien. Er schwieg, aber sein Auge ruhte sinnend auf dem Jüngling.

„Mein Vater,“ sprach Valeria, „dein Kind würde keinen Barbaren lieben. Lern' ihn kennen: und schiltst du ihn dann noch barbarisch — so will ich nie die Seine werden. Ich fordre nichts von dir als: lern' ihn kennen: entscheide du selbst, ob meine Wahl edel sei oder nicht.“

Ihn lieben alle Götter, und alle Menschen müssen ihm gut sein — du allein wirst ihn nicht verwerfen.“

Und sie faßte seine Hand.

„O lerne mich kennen, Valerius,“ bat Totila, innig seine andre Hand ergreifend. Der Alte seufzte. Endlich sprach er: „Kommt mit mir zum Grabe der Mutter. Dort ragt es unter den Zypressen. Da ruht die Urne mit ihrem Herzen. Dort laßt uns ihrer gedenken, der edelsten Frau, und ihren Schatten anrufen. Und ist es echte Liebe und eine edle Wahl — so werd' ich erfüllen, was ich gelobt.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einige Wochen später finden wir zu Rom in dem uns wohl erinnerlichen Schreibgemach mit der Cäsarstatue Cethegus, den Präfecten, und unsern neuen Bekannten, Petros, des Kaisers oder vielmehr der Kaiserin Gesandten.

Die beiden Männer hatten unter lebhaftem Gespräch und wechselseitigem Erinnern an frühere Zeiten, — sie waren Studiengenossen, wie wir erfuhren, — zu einfachem Mahl einen Krug alten Massikers geleert und waren soeben aus dem Speisesaal in das abgelegene Arbeitszimmer getreten, um jetzt ungestört von den bedienenden Sklaven Geheimeres zu bereden.

„Sobald ich mich überzeugt hatte,“ schloß Cethegus seinen Bericht über die letzten Ereignisse, „daß die Schreckensnachrichten aus Ravenna nur erst Gerüchte waren, vielleicht erdichtet, jedenfalls übertrieben, setzte ich der Aufregung und dem Eifer meiner Freunde die größte Ruhe entgegen. Der Feuerkopf Lucius Licinius mit seiner törichten Begeisterung für mich hätte bald alles verdorben. Unablässig forderte er meine Diktatur, buchstäblich setzte er mir das Schwert auf die Brust und schrie, man müsse mich zwingen, das Vaterland zu retten. Er schwatzte so viel aus der Schule, daß es nur ein Glück war, der schwarze Korse — der es mit den Barbaren zu halten scheint, niemand weiß recht, warum — nahm ihn für mehr berauscht, als er war. Endlich kam die Nachricht, Amalastwintha sei zurückgekehrt, und so beruhigte sich allmählich Volk und Senat.“

„Du aber,“ sagte Petros, „hattest zum zweitenmal Rom vor der Rache der Barbaren gerettet — ein unvergeßliches Verdienst, das dir die ganze Welt, zunächst aber die Regentin, danken muß.“ — „Die Regentin — arme Frau!“ meinte Cethegus achselzuckend, „wer weiß, wie lange die Goten oder deine Gebieter zu Byzanz sie noch werden auf dem Throne lassen.“ — „Wie? da irrst du sehr!“ fiel Petros eifrig ein. „Meine Sendung hat vor allem den Zweck, ihren Thron zu stützen; und bei dir wollte ich eben anfragen, wie man das am besten könne,“ setzte er pfeffig hinzu.

Aber der Präsekt lehnte sein Haupt zurück an die Marmorwand und sah den Gesandten lächelnd an: „O Petre,“ sagte er, „warum so verdeckt? Ich dächte doch, wir kennten uns besser.“

„Was meinst du?“ fragte der Byzantiner befangen.

„Ich meine, daß wir nicht umsonst Recht und Geschichte miteinander studiert haben zu Berytus und Athen. Ich meine, daß wir damals schon unzählige Male als Jünglinge, lustwandelnd und Weisheit austauschend, zu dem Ergebnis gelangten:

der Kaiser müsse diese Barbaren austreiben aus Italien und wieder zu Rom herrschen wie zu Byzanz. Und da nun ich noch denke wie dazumal, wirst wohl auch du nicht ein anderer geworden sein.“ — „Ich habe meine Ansicht der meines Herrn zu unterwerfen, und Justinian“ — „Erglüht natürlich für die Herrschaft der Barbaren in Italien.“ — „Freilich,“ sagte der Rhetor verlegen, „es könnten Fälle eintreten —“

„Petre,“ rief jetzt Cethegus, sich unwillig aufrichtend, „keine Phrasen und keine Lügen. Sie sind nicht angewandt bei mir. Sieh, Petros, es ist wieder dein alter Fehler: du bist immer zu pfeffig, um klug zu sein: du meinst, es muß immer gelogen sein, und hast nie den Mut zur Wahrheit. Man muß aber nur dann lügen, wenn man in seiner Lüge ganz sicher ist. Wie kannst du mich darüber täuschen wollen, daß der Kaiser Italien wieder haben will? Ob er die Regentin stürzen oder halten will, hängt davon ab, ob er glaubt, ohne oder mit ihr leichter ans Ziel zu kommen. Wie er hierüber denkt, das soll ich nicht erfahren. Aber sieh, trotz all deiner Verschmiztheit, sobald wir noch einmal zusammengewesen, sag' ich dir ins Gesicht, was dein Kaiser hierin vorhat.“

Ein boshaftes und bittrig lächeln spielte um des Gesandten Mund: „Noch immer so stolz, wie in der Dialektik zu Athen,“ sagte er giftig. — „Jatwohl, und du weißt, zu Athen war ich immer der Erste, Prokopius der Zweite, und erst der Dritte warst du.“

Da trat Syphax ein:

„Eine verhüllte Frau, o Herr,“ meldete er, „sie wartet dein im Zeusaal.“

Sehr froh, diese Unterredung abgebrochen zu sehen, denn er fühlte sich dem Präsekten nicht gewachsen, grinste Petros: „Nun, ich wünsche Glück zu solcher Störung.“

„Ja, dir!“ lächelte Cethegus und ging hinaus.

„Hochmütiger, du sollst noch deinen Spott bereuen,“ dachte der Byzantiner.

Cethegus fand in dem Saale, der von einer schönen Zeusstatue des Glykon von Athen den Namen trug, eine in gotischer Tracht reich gekleidete Frau; sie schlug bei seinem Eintritt die Kapuze des braunen Mantels zurück.

„Fürstin Gothelindis,“ fragte der Präsekt überrascht, „was führt dich zu mir?“

„Die Rache!“ erwiderte eine heifere, unschöne Stimme, und die Gotin trat dicht an ihn heran. Sie zeigte scharfe, aber nicht häßliche Züge: und man hätte sie sogar schön nennen müssen, wenn nicht das linke Auge ausgeflissen und die ganze linke Wange durch eine große Narbe entstellt gewesen wäre: diese Wunde schien jetzt frisch zu bluten, da dem leidenschaftlichen Weibe die Röthe in die Wangen schoß, wie sie bei jenem Wort die Faust ballte. So tödlicher Haß loderte aus dem einen grauen Auge, daß Cethegus unwillkürlich von ihr zurücktrat.

„Rache?“ fragte er, „an wem?“

„An — davon später. Vergib,“ sagte sie, sich fassend, „daß ich euch störe.“

Dein Freund Petros, der Rhetor von Byzanz, ist bei dir, nicht wahr?“

„Ja. Woher weißt du —“

„Oh, ich sah ihn vor der Coena durch deine Portikus eintreten,“ sagte sie gleichgültig.

„Das ist nicht wahr,“ sprach Cethegus im Geiste: „ich hab’ ihn ja zur Gartentür hereinführen lassen. Also haben sich die beiden hier zusammenbestellt. Ich soll das nicht ahnen. Aber was haben sie mit mir vor?“

„Ich will dich nicht lange hier festhalten,“ fuhr Gothelindis fort. „Ich habe nur eine Frage an dich. Antworte kurz ja oder nein. Ich kann das Weib — die Tochter Theoderichs — stürzen, und ich will’s: bist du darin für mich oder gegen mich?“

„Oh, Freund Petros,“ dachte der Präsekt, „jetzt weiß ich bereits, was du mit Amalafwinthen vorhast. Aber wir wollen sehen, wie weit ihr schon seid.“

„Gothelindis,“ hob er ausholend an, „du willst die Regentin stürzen — das glaub’ ich dir gern — aber daß du’s kannst, bezweifle ich.“

„Höre, dann entscheide, ob ich’s kann. Das Weib hat die drei Herzoge ermorden lassen.“

Cethegus zuckte die Achseln: „Das glauben manche Leute.“

„Aber ich kann es beweisen.“

„Das wäre,“ meinte Cethegus ungläubig. „Herzog Thulun, wie du weißt, starb nicht sofort. Er ward auf der ämischen Straße überfallen, nahe bei meiner Villa zu Lannetum: meine Colonen fanden ihn und brachten ihn in mein Haus. Du weißt, er war mein Vetter — ich bin aus dem Hause der Balten — er verschied in meinen Armen.“

„Nun, und was sagte der Kranke im Wundfieber?“

„Nichts Wundfieber! Herzog Thulun traf noch im Stürzen den Mörder mit dem Schwert: er entkam nicht weit; meine Colonen suchten ihn und fanden ihn sterbend im nächsten Walde: er hat mir alles gestanden.“

Cethegus drückte nur unmerklich die Lippen zusammen.

„Nun, was war er? was hat er ausgesagt?“

„Er war,“ sprach Gothelindis scharf, „ein isaurischer Soldner, ein Aufseher der Schanzarbeiten zu Rom, und sagte aus: Cethegus, der Präsekt, hat mich zur Regentin, die Regentin zu Herzog Thulun gesendet.“

„Wer hörte dies Geständnis außer dir?“ fragte Cethegus lauernd.

„Niemand. Und niemand soll davon hören, wenn du zu mir stehst. Wenn aber nicht, dann —“

„Gothelindis,“ unterbrach der Präsekt, „keine Drohung: sie nützt dir nichts. Du solltest einsehen, daß du mich dadurch nur erbittern, nicht zwingen kannst. Ich lasse es im Notfall zur offenen Anklage kommen: du bist als grimmige Feindin Amalafwinthens bekannt: dein Zeugnis allein — du warst unvorsichtig genug, zu gestehen, daß niemand sonst das Geständnis ge-

hört — wird weder sie noch mich verderben. Zwingen kannst du mich zum Kampfe gegen die Regentin nicht: höchstens überreden, wenn du mir's als meinen eignen Vorteil darstellen kannst. Und dazu will ich selbst dir einen Verbündeten schaffen. Du kennst doch Petros, meinen Freund?"

„Genau, seit lange.“

„Erlaube, daß ich ihn zu dieser Unterredung herbeihole.“

Er ging in das Studierzimmer zurück. „Petros, mein Besuch ist die Fürstin Gothelindis, Theodahads Gemahlin. Sie wünscht uns beide zu sprechen. Kennst du sie?"

„Ich? o nein; ich habe sie nie gesehen!“ sagte der Rhetor rasch.

„Gut; folge mir.“ So wie sie in den Saal des Zeus traten, rief Gothelindis ihm entgegen:

„Begrüßt, alter Freund, welch überraschend Wiedersehn.“ Petros verstummte.

Cethegus, die Hände auf den Rücken gelegt, weidete sich an der Bestürzung des Diplomaten von Byzanz. Nach einer peinlichen Pause hob er an: „Du siehst, Petros, immer zu pffiffig, immer unnötige Feinheiten. Aber komm, laß dich eine entdeckte List mehr nicht so niederschlagen. Ihr beide habt euch also verbunden, die Regentin zu stürzen. Mich wollt ihr gewinnen, euch dabei zu helfen. Dazu muß ich genau wissen, was ihr weiter vorhabt. Wen wollt ihr auf Amalastwinthens Thron setzen? Denn noch ist der Weg für Justinian nicht frei.“

Beide schwiegen eine Weile. Es überraschte sie sein klares Durchschauen der Lage. Endlich sprach Gothelindis: „Theodahad, meinen Gemahl, den letzten der Amelungen.“

„Theodahad, den letzten der Amelungen,“ wiederholte Cethegus langsam. Indessen überlegte er alle Gründe für und wider. Er bedachte, daß Theodahad, unbeliebt bei den Goten, durch Petros erhoben, bald ganz in der Hand der Byzantiner stehen und die Katastrophe durch Herbeirufung des Kaisers anders, früher als er wollte, herbeiführen würde.

Er bedachte, daß er jedenfalls die Heere der Oströmer möglichst lange fernhalten müsse, und er beschloß bei sich, die gegenwärtige Lage und Amalastwintha aufrechtzuhalten, da sie ihm Zeit zu seinen Vorbereitungen ließen. All das hatte er im Augenblick gedacht, erwogen, beschlossen. „Und wie wollt ihr nun eure Sache angehn?“ fragte er ruhig.

„Wir werden das Weib auffordern, zugunsten meines Gatten abzudanken, unter Androhung, sie des Mordes anzuklagen.“

„Und wenn sie's darauf wagt?"

„So vollführen wir die Drohung,“ sagte Petros, „und erregen unter den Goten einen Sturm, der ihr —“

„Das Leben kostet,“ rief Gothelindis.

„Vielleicht die Krone kostet,“ sagte Cethegus. „Aber gewiß sie nicht Theodahad zuwendet.“

Nein, wenn die Goten einen König wählen, heißt er nicht Theodahad.“

„Nur zu wahr!“ knirschte Gothelindis.

„Dann könnte leicht ein König kommen, der uns allen viel unerfreulicher wäre als Amalastwintha. Und deshalb sag' ich euch offen: ich bin nicht für euch, ich halte die Regentin.“

„Wohlan,“ rief Gothelindis grimmig, sich zur Türe wendend, „also Kampf zwischen uns, komm, Petros.“

„Gemach, ihr Freunde,“ sprach der Byzantiner.

„Vielleicht ändert Cethegus seinen Sinn, wenn er dies Blatt gelesen.“

Und er reichte dem Präsekten jenen Brief, den Alexandros von Amalastwintha an Justinian überbracht.

Cethegus las: seine Züge verfinsterten sich.

„Nun,“ meinte Petros höhnisch, „willst du noch die Königin stützen, die dich dem Untergang geweiht? Wo warst du, wenn sie ihren Plan durchführte und deine Freunde nicht für dich wachten.“

Cethegus hörte ihn kaum. „Armseliger,“ dachte er, „als ob

es das wäre! Als ob die Regentin daran nicht ganz recht hätte. Als ob ich ihr das verargen könnte! Aber die Unvorsichtige hat bereits getan, was ich von Theodahad erst fürchtete: sie hat sich selbst vernichtet und all meine Pläne bedroht: sie hat die Byzantiner schon ins Land gerufen, und sie werden jetzt kommen, ob sie noch will oder nicht. Solange Amalastwintha Königin, wird Justinian ihren Beschützer spielen.“ Und nun wandte er sich scheinbar in großer Bestürzung an den Gesandten, den Brief zurückgebend: „Und wenn sie ihren Entschluß durchführte, wenn sie auf dem Thron bliebe — bis wann können eure Heere landen!“

„Belisar ist schon auf dem Wege nach Sizilien,“ sagte Petros, stolz darauf, den Hochmütigen eingeschüchtert zu haben, „in einer Woche kann er vor Rom liegen.“

„Unerhört,“ rief Cethegus in unverstellter Verwägung.

„Du siehst,“ sprach Gothelindis, welcher Petros inzwischen den Brief gereicht, „die du halten wolltest, will dich verderben. Komm ihr zuvor.“

„Und im Namen des Kaisers, meines Herrn, fordre ich dich auf, mir beizustehn, dies Gotenreich zu vernichten und Italien seiner Freiheit wiederzugeben. Man weiß am Kaiserhof dich und deinen Geist zu schätzen, und nach dem Siege verheißt dir Justinian: — die Würde eines Senators zu Byzanz.“

„Ist's möglich!“ rief Cethegus. „Aber nicht einmal diese höchste Ehre treibt mich dringender in euren Bund als die Entrüstung über die Undankbare, die zum Lohn für meine Dienste mein Leben bedroht. — Du bist doch gewiß,“ fragte er ängstlich, „daß Belisar noch nicht sobald landen wird?“

„Beruhige dich,“ lächelte Petros, „diese meine Hand ist's, die ihn herbeiwinkt, wann es Zeit. Erst muß Amalastwintha durch Theodahad ersetzt sein.“

„Gut,“ dachte Cethegus, „Zeit gewonnen, alles gewonnen. Und nicht eher soll der Byzantiner landen, bis ich ihn an der Spitze des bewaffneten Italiens empfangen kann. Ich bin

der eure,“ sprach er, „und ich denke, ich werde die Regentin dahin bringen, deinem Gatten mit eigener Hand die Krone aufs Haupt zu setzen. Amalastwintha soll dem Zepfer entsagen.“

„Nie tut sie das!“ rief Gothelindis.

„Vielleicht doch! Ihr Edelmut ist noch größer als ihr Herrscherstolz. Man kann seine Feinde auch durch ihre Tugenden verderben,“ sagte Cethegus nachsinnend. „Ich bin meiner Sache gewiß, und ich grüße dich, Königin der Goten!“ schloß er mit leichter Verbeugung.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Regentin Amalastwintha stand in der Zeit nach der Beseitigung der drei Herzoge in einer abwartenden Haltung.

Hatte sie durch den Fall der Häupter des ihr feindlichen Adels etwas mehr freie Hand gewonnen, so stand doch die Volksversammlung zu Negeta bei Rom in naher Aussicht, in der sie sich von dem Verdacht des Mordes völlig reinigen oder die Krone, vielleicht das Leben, lassen mußte. Nur bis dahin hatten ihr Witichis und die Seinen ihren Schutz zugesagt. Sie spannte deshalb ihre Kräfte an, ihre Stellung bis zu jener Entscheidung nach allen Seiten zu befestigen.

Von Cethegus hoffte sie nichts mehr: sie hatte seine kalte Selbstsucht durchschaut; doch vertraute sie, daß die Italier und die Verschwornen in den Katakomben, an deren Spitze ja ihr Name stand, ihre römischerfreundliche Herrschaft einem aus der rauhen Gotenpartei hervorgegangenen König vorziehen würden. Sehulich wünschte sie das Eintreffen der vom Kaiser erbekenen Leibwache herbei, um für den ersten Augenblick der Gefahr eine Stütze zu haben: und eifrig war sie bemüht, unter den Goten selbst die Zahl ihrer Freunde zu vermehren.

Sie berief mehrere der alten Gefolgsleute ihres Vaters, eifrige Anhänger des Hauses der Amaler, greise Helden von

großem Namen im Volk, Waffenbrüder und beinahe Jugendgenossen des alten Hildebrand, zu sich nach Ravenna, besonders den weißbärtigen Grippa, den Mundschenk Theoderichs, der dem Waffenmeister an Ruhm und Ansehen kaum nachstand: sie überhäufte ihn und die andern Gefolgen mit Ehren, übertrug Grippa und seinen Freunden das Kastell von Ravenna und ließ sie schwören, diese Feste dem Geschlecht der Amaler sicher zu erhalten.

Wenn die Verbindung mit diesen volkbeliebten Namen eine Art von Gegengewicht wider Hildebrand, Witichis und ihre Freunde schaffen sollte — und Witichis konnte die Auszeichnung der Freunde Theoderichs nicht als staatsgefährlich verhindern —, so sah sich die Königin auch gegen die Adelsparthei der Balten und ihrer Bluträcher nach einer Stütze um. Sie erkannte diese mit scharfem Blick in dem edeln Hause der Wölsungen, nach den Amalern und Balten der dritthöchsten Adelsippe unter den Goten, reich begütert und einflußreich in dem mittleren Italien, deren Häupter dermalen zwei Brüder, Herzog Guntharis und Graf Arabad, waren. Diese zu gewinnen, hatte sie ein besonders wirksames Mittel erdacht: sie bot für die Freundschaft der Wölsungen keinen geringern Preis als die Hand ihrer schönen Tochter. —

Zu Ravenna in einem reich geschmückten Gemach standen Mutter und Tochter in ernstem, aber nicht vertraulichem Gespräch hierüber.

Mit hastigen Schritten, fremd ihrer sonstigen Ruhe, durchmaß die jünonische Gestalt der Regentin den schmalen Raum, manchmal mit einem zornigen Blick das herrliche Geschöpf messend, welches ruhig und gesenkten Auges vor ihr stand, die linke Hand in die Hüfte, die Rechte auf die Platte des Marmortisches gestützt.

„Besinne dich wohl,“ rief Amalastwintha heftig, plötzlich stehen bleibend, „besinne dich anders. Ich gebe dir noch drei Tage Bedenkzeit.“

„Das ist umsonst: ich werde immer sprechen wie heute,“ sagte Matastwintha, die Augen nicht erhebend.

„So sage nur, was du an Graf Arabad auszusetzen hast.“

„Nichts, als daß ich ihn nicht liebe.“

Die Königin schien dies gar nicht zu hören. „Es ist doch in diesem Fall ganz anders als damals, da du mit Cyprianus vermählt werden solltest. Er war alt und — was in deinen Augen vielleicht ein Nachteil“ — fügte sie bitter hinzu — „ein Römer!“

„Und doch ward ich um meiner Weigerung willen nach Laurentum verbannt.“

„Ich hoffte, Strenge würde dich heilen. Mondelang halt' ich dich ferne von meinem Hof, von meinem Mutterherzen“ —

Matastwintha verzog die schöne Lippe zu einem herben Lächeln.

„Umsonst! ich rufe dich zurück“ —

„Du irrst. Mein Bruder Athalarich hat mich zurückgerufen.“

„Ein andrer Freier wird dir vorgeschlagen. Jung, blühend schön, ein Gote von edelstem Adel, sein Haus setzt das zweite im Reich. Du weißt, du ahnst wenigstens, wie sehr mein rings bedrängter Thron der Stütze bedarf: er und sein kriegsgewaltiger Bruder verheissen uns die Hilfe ihrer ganzen Macht: Graf Arabad liebt dich, und du — du schlägst ihn aus! Warum?“ Sage, warum?“

„Weil ich ihn nicht liebe.“

„Albernes Mädchengerede. Du bist eine Königstochter — du hast dich deinem Hause, deinem Reiche zu opfern.“

„Ich bin ein Weib,“ sagte Matastwintha, die blitzenden Augen aufschlagend, „und opfre mein Herz keiner Macht im Himmel und auf Erden.“ —

„Und so spricht meine Tochter! Sieh auf mich, törichtes Kind. Großes hab' ich erstrebt und erreicht. Solange Menschen das Hohe bewundern, werden sie meinen Namen nennen. Ich

habe alles gewonnen, was das Leben Herrlichstes bietet, und doch hab' ich —

„Nie geliebt. Ich weiß es,“ seufzte ihre Tochter.

„Du weißt es?“

„Ja, es war der Fluch meiner Kindheit. Wohl war ich noch ein Kind, als mein geliebter Vater starb: ich wußte es nicht zu sagen, aber ich konnte es empfinden, damals schon, daß seinem Herzen etwas fehle, wenn er seufzend, mit schmerzlicher Liebe, Athalarich und mich umfing und küßte und wieder seufzte.

Und ich liebte ihn darum desto inniger, daß ich fühlte, er suchte Liebe, die ihm fehlte. Jetzt freilich weiß ich längst, was mich damals unerklärlich peinigte: du wardst unseres Vaters Weib, weil er nach Theoderich der nächste am Thron: aus Herrschsucht, nicht aus Liebe, wardst du sein, und nur kalten Stolz hattest du für sein warmes Herz.“

Überrascht blieb Amalastwintha stehen: „Du bist sehr kühn.“

„Ich bin deine Tochter.“

„Du redest von der Liebe so vertraut — du kennst sie besser, scheint's, mit zwanzig als ich mit vierzig Jahren — du liebst!“ rief sie schnell, „und daher dieser Starrsinn.“

Amalastwintha errötete und schwieg.

„Rede,“ rief die erzürnte Mutter, „gesteh es oder leugne!“

Amalastwintha senkte die Augen und schwieg: nie war sie so schön gewesen.

„Willst du die Wahrheit verleugnen? Bist du feige, Amlungentochter?“

Stolz schlug das Mädchen die Augen auf:

„Ich bin nicht feige, und ich verleugne die Wahrheit nicht.

Ja, ich liebe.“

„Und wen, Unselige?“

„Das wird mir kein Gott entreißen.“

Und so entschieden sah sie dabei aus, daß Amalastwintha keinen Versuch machte, es zu erfahren.

„Wohl,“ sagte sie, „meine Tochter ist kein gewöhnlich Wesen. So fordere ich das Ungewöhnliche von dir: Dein Alles dem Höchsten zu opfern.“

„Ja, Mutter, ich trage im Herzen einen hohen Traum. Er ist mein Höchstes. Ihm will ich alles opfern.“

„Amalastwintha,“ sprach die Regentin, „wie unköniglich! Sieh, dich hat Gott vor Tausenden gesegnet an Herrlichkeit des Leibes und der Seele: du bist zur Königin geboren.“

„Eine Königin der Liebe will ich werden. Sie preisen mich alle um meine Weibeschönheit: wohl, ich hab' mir's vorgesteckt, liebend und geliebt, beglückend und beglückt, ein Weib zu sein.“

„Ein Weib! ist das dein ganzer Ehrgeiz!“

„Mein ganzer. O wär' es auch der deine gewesen!“

„Und der Enkelin Theoderichs gilt das Reich und die Krone nichts? Und nichts dein Volk, die Goten?“

„Nein, Mutter,“ sagte Amalastwintha ernst: „es schmerzt mich beinahe, es beschämt mich: aber ich kann mich nicht zwingen zu dem, was ich nicht fühle: ich empfinde nichts bei dem Worte ‚Goten‘. Vielleicht ist es nicht meine Schuld: du hast von jeher diese Goten verachtet, diese Barbaren gering geschätzt: das waren die ersten Eindrücke: sie sind geblieben. Und ich hasse diese Krone, dieses Gotenreich: es hat in deiner Brust dem Vater, dem Bruder, mir den Platz fortgenommen. Diese Gotenkrone, nichts ist sie mir von je gewesen und geblieben als eine verhasste, feindliche Macht.“

„O mein Kind, weh mir, wenn ich das verschuldet hätte! Und tußt du's nicht um des Reiches, o tu's um meinwillen. Ich bin so gut wie verloren ohne die Wölsungen. Tu's um meiner Liebe willen.“

Und sie faßte ihre Hand. —

Amalastwintha entzog sie mit bittrem Lächeln: „Mutter, entweihe den höchsten Namen nicht. Deine Liebe! Du hast mich nie geliebt. Nicht mich, nicht den Bruder, nicht den Vater.“